

A. Eine Osterreise nach dem Pharaonenlande.

Geographische Skizze von Direktor Dr. Dannemann.

(Hierzu drei Karten und sechs Abbildungen.)

Aegypten als Ziel einer auf 4 Wochen bemessenen Osterreise! Wer würde zu Beginn des 19. Jahrhunderts, ja selbst vor 50 Jahren ein solches Unternehmen, das heute dank unseren so entwickelten Verkehrsmitteln wenig Schwierigkeiten und auch keine unerschwinglichen Kosten, geschweige denn nennenswerte Gefahren mit sich bringt, für möglich gehalten haben? Vier Wochen, von denen kaum zwei auf den Besuch des Landes selbst entfallen, genügen selbstverständlich nicht, um mit seiner Natur und den Bewohnern, sowie mit den wichtigsten Bauwerken genauer bekannt zu werden. Dennoch ist die Fülle der Eindrücke, welche der Reisende selbst in einer solch kurzen Frist empfängt, eine so überwältigende, daß nur die wichtigsten in diesen Zeilen Erwähnung finden können.

Wer im März nach Südeuropa reist, sucht sobald wie möglich die Alpen zwischen sich und das um diese Jahreszeit meist recht unwirtliche, oft noch im Winterkleide steckende deutsche Vaterland zu bringen. Ich richtete es deshalb so ein, daß ich schon 24 Stunden nach meiner Abreise von Barmen am nördlichen Ufer des Lago Maggiore weilte. Bei der Einfahrt in den Gotthardtunnel, ja selbst noch im oberen Tale des Tessin, welches der Zug von Airolo abwärts durchheilt, hatten uns Schneeflocken umwirbelt und meterhohe Wände von aufgeworfenem Schnee den Bahnkörper begleitet. In Locarno dagegen, dem nördlichsten Städtchen am Lago Maggiore, herrschte mildes Frühlingswetter.

Die Sonne hatte bereits tausende von Primeln und Veilchen aus der Erde hervorgehockt, und in den Gärten hatten sich Kamelien und Magnolien gleichfalls schon ihren warmen Strahlen erschlossen. Solch prächtiges Wetter begleitete mich auf der ganzen Reise, nur daß sich die Wärme allmählich mit der Annäherung an die heiße Zone zur tropischen Hitze steigerte.

Mein nächstes Reiseziel war Genua, von wo ich die Ueberfahrt nach Suez mit dem Reichspostdampfer „Prinzeß Irene“ antreten wollte. Ich konnte aber gemächlich reisen und aus der Fülle der landschaftlichen und architektonischen Sehenswürdigkeiten Oberitaliens einiges berücksichtigen, das ich noch nicht genossen hatte. Einen Teil meiner Zeit verwandte ich auf den herrlichen Lago Maggiore, insbesondere auf Isola Bella, die schönste der in der Mitte des Sees gelegenen Borromeischen Inseln. In der Frühe des Morgens umfuhr ich das reizende Eiland in einer Gondel. Das Wasser war spiegelglatt und kristallhell, so dass man viele Meter tief auf den Grund des Sees schauen konnte. Der ursprünglich nackte Felsen ist jetzt mit gärtnerischen Anlagen bedeckt, welche sich in zehn Terrassen aus der Flut erheben und neben einer üppigen Vegetation zahlreiche Türmchen und Statuen tragen. In Arona, einem am südlichen Ende des Sees gelegenen Städtchen, dem Endziele meiner Dampfschiffahrt, wurde ich von neuem an die Familie Borromeo erinnert. Auf dem niedrigen Höhenzug, der hier an Stelle der schroffen Berge des nördlichen Ufers getreten ist, erhebt sich nämlich das Denkmal Carlo Borromeos, eines der größten Erzstandbilder der Welt.

Eine kurze Eisenbahnfahrt brachte mich von Arona nach Mailand, wo ich einige genußreiche Stunden auf den Besuch des Domes, des Friedhofes und des Breralastes verwendete. Letzterer birgt eine große Zahl wertvoller Gemälde, vor allem Raphaels hervorragendstes Jugendwerk, die Vermählung der heiligen Jungfrau, und Luinis liebliche Madonna vor der Rosenhecke.

Dann ging es durch die mit hunderttausenden von Maulbeerbäumen bedeckte lombardische Ebene nach Pavia, der einstigen Residenz der Langobardenkönige. Man besucht Pavia wegen seiner berühmten Karthause (Certosa), einer Klosterkirche, deren Fassade zu den glänzendsten Werken der Frührenaissance gehört, während das Innere eine dekorative Pracht aufweist, wie sie wohl nirgends in der Welt sich wieder findet.

Von Pavia führte mich der Zug in einigen Stunden durch liebliche Täler über die Bocchetta, einen tiefen Einschnitt des Apenninengebirges, nach Genua, wo ich mich sofort auf den schon eingetroffenen Dampfer des Norddeutschen Lloyds begeben konnte. Vor der Abfahrt hatte ich noch Muße, die Sehenswürdigkeiten und die unvergleichliche Umgebung der prächtigen Stadt zu genießen. Wenige Schritte führen von dem Hafen nach dem Palazzo Doria, den die Republik ihrem berühmtesten Seehelden schenkte. In seiner Nähe steht ein Marmordenkmal mit der Inschrift: A Cristoforo Colombo La Patria. Auf hohem Sockel, dessen Fuß Reliefs und allegorische Figuren schmücken, erblicken wir Genuas größten Sohn und neben ihm die knieende Amerika. Durchwandert man von hier die Hauptstraßen, so reiht sich ein palastartiger Renaissancebau an den andern. Manche bergen sehenswerte Kunstsammlungen und Bibliotheken. Prächtige Treppenhäuser und von Säulenhallen umgebene Höfe kehren stets wieder. Wirft man dagegen einen Blick in die engen Nebenstraßen, so trifft man überall hohe Mietskasernen. Ihre schmucklosen Wände sind von Wäschestücken verhüllt, die sich aus fast allen Fenstern von der einen zur anderen Straßenseite spannen. Daran muß man sich in Italien gewöhnen, daß Pracht und Schmutz, ästhetisch und unästhetisch Wirkendes, moderne Bauten und Ruinen sehr häufig unmittelbar nebeneinander zu finden sind. Eine Illustration hierfür bietet auch die Kirche Sant' Annunziata. Das Innere ist reich vergoldet und mit Gemälden fast überladen; mächtige aus rotem Marmor hergestellte Säulen trennen und stützen die architektonischen Glieder; das Äußere dagegen, insbesondere das Dach und die Türme sind schmucklos und verfallen. Einige Kilometer westlich von Genua liegt an der Riviera die Villa Pallavicini inmitten eines riesigen Parkes, der eine Fülle von tropischen und subtropischen Gewächsen enthält. Hier finden sich charakteristische Pflanzen aus allen warmen Ländern. Neben gewaltigen Pinien, Zedern, Eukalyptus- und Camphora-Bäumen gedeihen Kaffee, Bambus und Zuckerrohr. Glycinien, Kamelien und Azaleen standen in voller Blüte, während sich in Deutschland kaum die Knospen regten. In der Mitte des Parkes befinden sich Wasserzüge, umgeben von Tropfsteingrotten, Marmortempeln, Obelisken und was dergleichen Beiwerk mehr ist. Doch trägt hier alles den Stempel künstlerischer Vollendung. Von einem der größeren Wasserbecken aus hat es den Anschein, als könnte man zwischen zwei Landzungen hindurch ins Meer hinein auf den gewaltigen Leuchtturm Genuas losfahren. Die Täuschung ist vollkommen, bis man sich besinnt, daß man sich 100 m über dem Spiegel des Mittelmeers befindet.

Später besuchte ich den östlich von Genua in einem engen Tale gelegenen Campo Santo, einen Kirchhof, der in der ganzen Welt kaum seinesgleichen haben dürfte. Ein gewaltiger, rechteckiger, am sanft geneigten Abhang gelegener Platz ist von Säulenhallen eingefast, in denen sich eine unübersehbare Fülle von Skulpturen aneinander reiht. Begegnen wir auch mancher sonderbaren Idee, so überwiegen doch die künstlerisch vollendeten Schöpfungen, sodaß man sich dem tiefen Eindruck, den diese starre Poesie des Todes hervorruft, nicht entziehen kann.

Es war ein prächtiger Frühlingsmorgen, als die „Prinzeß Irene“ in die fast spiegelglatte See hinausfuhr, um ihre Reise nach Ostasien fortzusetzen. Auf der Fahrt durch das tyrrhenische Meer gibt es so viel zu sehen, daß der Raum nicht ausreicht, um den steten Wechsel der landschaftlichen Bilder auch nur anzudeuten. Mehrere Stunden fesselt uns die Riviera di Levante. Dann befinden wir uns inmitten eines Gewirrs von Inseln, Inselchen und Klippen, welches die Enge zwischen Korsika und dem Festland erfüllt. Elba erregt besonderes Interesse. 24 Stunden nach der Abfahrt von Genua fährt das Schiff in den Hafen von Neapel ein. Welch ein wunderbares Schauspiel bieten die letzten Stunden dieser Reise! In allzu raschem Fluge ziehen Ischia mit seinem zerklüfteten erloschenen Vulkan, die senkrecht aus dem Meere emporsteigende Insel Procida, das den Golf von Neapel im Norden begrenzende Vorgebirge Misenum und endlich der mit Villen, Weinbergen und Pinienwäldern übersäte Höhenzug des Posilipp an uns vorüber. In dem Maße, wie sich die Fahrt verlangsamt, finden sich Dampfbarkassen, Segelschiffe und

Ruderboote ein, welche unseren schwimmenden Palast in immer größerer Zahl umgeben. Kleine Musikbanden, Leute, die ihre Waren, meist Blumensträuße und Früchte, an langen Stangen zum Verdeck emporreichen oder nach Münzen tauchen, sind die Insassen. Am meisten wurde die Geschicklichkeit der Taucher bewundert. Gilt es doch, der zu Boden sinkenden Münze in senkrechter Richtung nachzuschwimmen, sie zu überholen und sie mit den Händen aufzufangen. Jede dieser Bewegungen ließ sich in dem wunderbar klaren Wasser verfolgen. Nach einigen Augenblicken ist der Taucher wieder oben angelangt. Die erbeutete Münze wandert in den Mund, und von neuem erschallt der Ruf: „German money! German money!“ bis eine weitere Spende den Schwimmer wieder unter Wasser zieht. Unterdessen ist das Schiff angelangt. Jenseits des fesselnden, belebten Hafengebildes breitet sich das weiße Häusermeer der Stadt aus. Ein Kranz von malerisch gelegenen Dörfern und Städtchen umsäumt die Ufer des Golfes. Darüber aber erhebt sich der rauchende Vulkan, welcher jeden Augenblick Tod und Verderben bringen kann.

Der Aufenthalt in Neapel war leider nur von kurzer Dauer; immerhin ließ sich eine Rundfahrt durch die Stadt, der Besuch des Aquariums und die Besichtigung des Nationalmuseums damit verbinden. Die Abfahrt fand abends statt und gestaltete sich durch den Glanz der zahllosen Lichter, die nach und nach am Ufer aufflammten und von der spiegelglatten Flut zurückgeworfen wurden, besonders schön.

Am andern Morgen früh befanden wir uns der Insel Stromboli gegenüber. Sie ist nichts weiter als der Gipfel eines aus den Fluten des tyrrhenischen Meeres hervorragenden, steilen, von Klippen umringten Vulkans, dessen Rauch aus einer seitlichen Spalte hervordringt oder der, wie einer meiner Mitreisenden sich bezeichnend ausdrückte, aus der Hüfte raucht. Von Stromboli erblickt man die Gebirge Siziliens, überragt von dem gewaltigen, schneebedeckten Kegel des Aetna. Bald folgte die mehrere Stunden währende Fahrt durch die nur einige Kilometer breite, von anmutigen Ufern umsäumte Straße von Messina. Endlich verschwindet Europa, und die offene See, soweit beim Mittelmeer davon die Rede sein kann, beginnt. Erst nach mehreren Tagen, in denen fast 2000 *km* durchgeilt wurden, stieg eine neue Küste, die einem anderen Erdteil angehört, vor unseren Augen aus der Flut empor. Das Ziel meiner Seefahrt, das Wunderland der Pharaonen, das für den Weltverkehr die Brücke zwischen Europa, Afrika und Asien bildet, war erreicht.

Was Aegypten für die heutige Kulturwelt bedeutet, verdankt es in erster Linie dem Suezkanal, durch dessen Erbauung eine der großartigsten, die Menschheit seit Jahrtausenden bewegenden Aufgaben gelöst wurde. Ich entschloß mich deshalb, die mit sehr verminderter Geschwindigkeit von stattem gehende Reise durch den 160 *km* langen und 60—100 *m* breiten Kanal mitzumachen. Auf einem kleineren Schiffe würde diese Fahrt nur wenig bieten; vom Verdeck unserer großen Ozeandampfer herab vermag man indessen über die Dämme, welche den Kanal einfassen, hinweg und weit ins Land hinein zu schauen. Wo sich jetzt die niedrige Landenge von Suez befindet, war noch in einer der jüngsten geologischen Epochen ein seichter Meeresarm, als dessen Ueberreste einige Binnenseen betrachtet werden müssen. Durch das Vorhandensein dieser Seen wurde die Durchstechung der Landenge sehr erleichtert. Die Natur hatte einer solchen sozusagen vorgearbeitet, zumal die Ufer der fast ausgetrockneten, mit bitterem Wasser gefüllten Seen 8—10 *m* unter dem Meeresspiegel gelegen waren.

Der Plan, den Isthmus zu durchstechen, ist uralte. Schon zur Zeit des Königs Ramses II., der noch oft genannt werden wird, um 1300 vor Christi Geburt, bestand ein Kanal, welcher den mittelsten der kleinen, auf der Landenge befindlichen Seen mit einem etwa 70 *km* westlich fließenden Arm des Nils verband. Was lag näher als der Gedanke, eine Fortsetzung nach dem roten Meere zu schaffen und so zwei Weltmeere, wenn auch durch die Vermittelung eines Flusses, in Verbindung zu setzen? Das Vorhaben kam indessen erst um 500 v. Chr. unter der Herrschaft des Darius, also nachdem Aegypten persische Provinz geworden war, zur Ausführung. Unter den Ptolemäern und den Arabern wurde diese Wasserstraße ihrer Bedeutung entsprechend gut im Stande gehalten. Erst vom 8. Jahrhundert n. Chr. an verfiel der Kanal, welcher dem später infolge der Entdeckungsreisen aufkommenden Weltverkehr auch nicht genügt haben würde.

Einer der ersten, welcher für eine neue, ausschließlich maritime Verbindung des Mittelmeeres mit dem indischen Ozean eintrat, war der große deutsche Philosoph Leibniz. Er suchte

den mächtigsten Fürsten seiner Zeit, den König Ludwig XIV., zu einer Expedition nach Aegypten und zur Durchstechung des Isthmus zu bewegen. Der französische Feldzug in Aegypten unter Napoleon Bonaparte ließ den Gedanken von neuem auftauchen. Aber erst dadurch, daß ein Ferdinand von Lesseps die Ausführung zu seinem Lebenswerk erkor, wurde das gewaltige Werk zustandegebracht.

Nähert man sich dem Kanal von Europa aus, so erblickt man zunächst einen sich 3 km ins Meer hinaus erstreckenden Steindamm, welcher die Aufgabe hat, die Einfahrt von Westen her gegen eine Verschlammung durch den Nil zu schützen. In der Mitte dieser Mole grüßt uns von hohem Sockel ein in gewaltigen Abmessungen gehaltenes Standbild Ferdinands von Lesseps. (Siehe Abbildung 1.) Dann geht das Schiff in Port Said für einen halben Tag vor Anker, um Kohlen einzunehmen. Diejenigen Reisenden, welche Aegypten besuchen wollen, verlassen hier das Schiff.

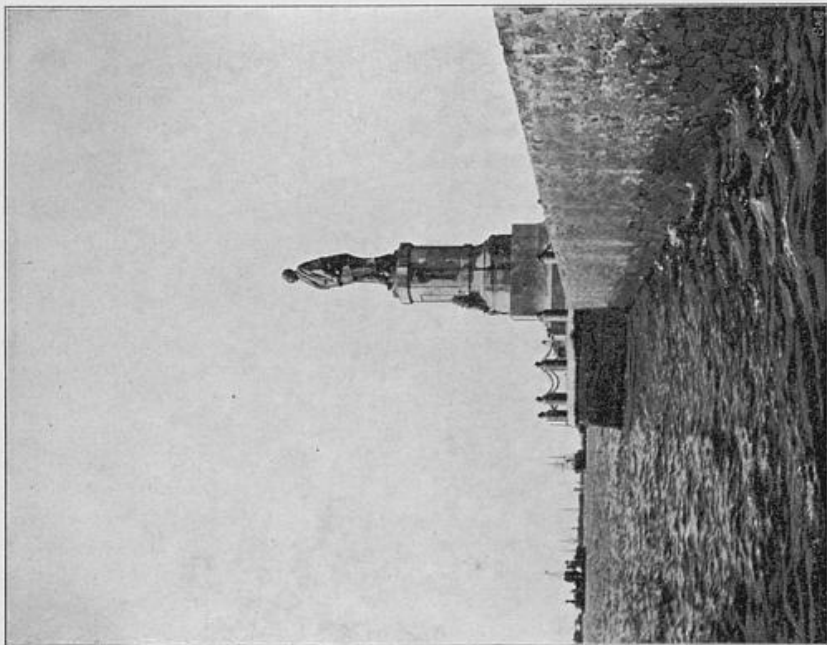
Port Said verdankt seine Gründung dem Suezkanal und entwickelt sich sehr rasch, da es infolge seiner günstigen Lage als Handelsplatz mit Alexandrien wetteifern kann. Ein Spaziergang, den ich unternahm, um dem das ganze Schiff einhüllenden Kohlenstaube zu entrinnen, bot mir das Bild einer modernen Hafenstadt, die allerdings durch das Ueberwiegen einer orientalischen Bevölkerung ihr besonderes Gepräge erhält.

Gegen Mittag verließ die „Prinzeß Irene“ Port Said und fuhr beim herrlichsten Wetter in den von vielen kleinen Seglern belebten Kanal. Letzterer durchschneidet zunächst einen der flachen, das Nildelta vom Meere trennenden Brackwasserseen. Zahllose Pelikane, Reiher und Flamingos beleben die eintönige, endlose Fläche. Auf der westlichen Seite begleitet den Kanal eine Eisenbahn, welche Port Said mit Suez verbindet. (Siehe die Uebersichtskarte von Aegypten.*) Besondere Schwierigkeiten machte es, die mit dem Bau des Kanals beschäftigten Arbeiter, sowie die Stationen und Ortschaften mit Trinkwasser zu versorgen. Anfänglich mußte das Wasser auf Kamelen herbeigeschafft werden, was eine tägliche Ausgabe von 10,000 Franken verursachte. Später wurde vom Nil aus ein Kanal nach der inmitten des Isthmus gelegenen Stadt Ismailia geführt. Hier gabelt sich dieser Süßwasserkanal, um den Seefahrtskanal nach Süden und nach Norden auf seiner ganzen Erstreckung zu begleiten.

Nach mehrstündiger Fahrt kreuzten wir die uralte Heerstraße zwischen Aegypten und Syrien bei einer kleinen Karawanenstation. Kurz vor Ismailia durchschnitten wir alsdann eine Bodenschwelle von 16 m Meereshöhe, welche den Erbauern des Kanals die meisten Schwierigkeiten bereitet hat. Ein hübsches Bild bietet sich jedesmal, wenn das Schiff an einer der zahlreichen Stationen vorüberfährt. Das Häuschen vor dem sich der Signalmast befindet, ist von einem üppigen Garten umgeben und von Palmen beschattet, während ringsum die Wüste sich bis in endlose Fernen ausdehnt. Die Erklärung für diesen auffallenden Gegensatz bietet der niemals fehlende Windmotor, dessen Aufgabe es ist, der Station und ihrer Umgebung das nötige Wasser aus dem vorbeifließenden Süßwasserkanale zuzuführen.

Bald nach Eintritt der Dunkelheit wurde die Fahrt an einer Ausweichstelle unterbrochen. Das Schiff wurde mit mehreren Tauen am Ufer befestigt, und wir mußten einige Stunden warten, bis drei große Ozeandampfer an uns vorübergefahren waren. Seit der Einführung des elektrischen Lichtes wird der Verkehr nicht unterbrochen. Zwar war es nicht angängig, den Kanal in seiner ganzen Länge zu beleuchten, dafür erhält jedes Schiff bei seiner Einfahrt gewaltige Scheinwerfer, die es mit seinen Maschinen betreibt und beim Verlassen des Kanals wieder abgibt. Das Schauspiel, welches sich uns darbot, war außerordentlich fesselnd. Die sich nähernden, von hunderten kleiner Lampen erleuchteten Schiffsungetüme sandten von ihrem Bug zwei gewaltige Lichtbündel aus, welche gleich riesigen Fühlern auf Kilometerweite den Kanal und seine Ufer abtasteten und auch die rechts und links sich endlos ausbreitende, vom Lichte des Vollmondes überflutete Wüste beim Näherkommen grell beleuchteten. Den größten Teil der milden Nacht verbrachte ich auf dem höchsten Verdeck des Schiffes. Schon bei der Einfahrt in den Kanal war nämlich allen eine schwarze, immer stärker werdende Rauchentwicklung aufgefallen. Erkundigungen hatten ergeben, daß es sich um einen mit 8000 Tonnen Petroleum beladenen Dampfer handelte, der schon seit mehreren Tagen brannte. Die Aussicht, ein solch ungewöhnliches Schauspiel in den Nachtstunden zu genießen, ließ einen Teil der Reisenden nicht

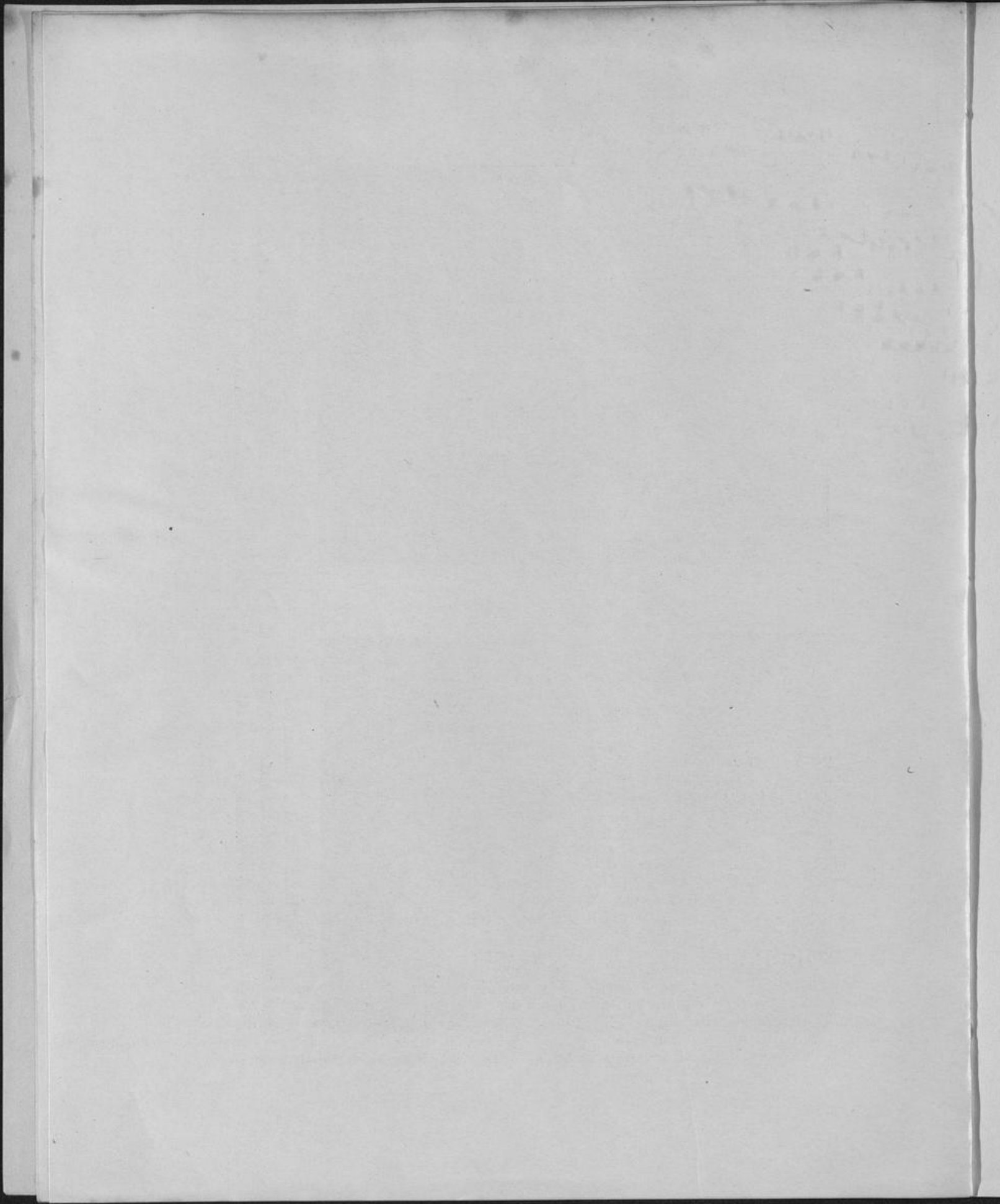
*) Einer Anzahl von Jahresberichten konnten Karten nicht beigegeben werden.



**1. Einfahrt in den Suezkanal
mit dem Denkmal Ferdinands von Lesseps.**
(Photographische Aufnahme des Verfassers.)



**2. Pflanzengruppe
in dem öffentlichen Garten Kairos.**
(Photographische Aufnahme des Verfassers.)



zur Ruhe kommen. Mitternacht war längst vorüber, als wir in einer Entfernung von nur wenigen hundert Metern die Brandstätte passierten. Das Schiff lag zum Glück nicht im Kanal selbst, sondern in dem großen Bittersee. Der ganze, des Verdecks beraubte Rumpf war von einem Flammenmeer erfüllt und von einer Anzahl feuriger Inseln umgeben, welche aus brennendem Erdöl bestanden. Ein dicker schwarzer Qualm, der sich auf meinen in Suez benutzten photographischen Platten trotz der Entfernung von 60 km noch abgezeichnet hat, verdunkelte den Himmel. — Während der lauen, völlig klaren Nacht, die ich auf dem Kanal verlebte, wurde meine Aufmerksamkeit nicht minder durch den Sternenhimmel gefesselt. Einen prächtigen Anblick bot der Aufgang der Venus und des Jupiter und endlich der Sonne über der im Osten befindlichen Wüste. Die trockene reine Luft ermöglicht es, auf- und untergehende Sterne zu verfolgen von dem Augenblicke an, daß sie sich vom Horizonte loslösen, bis sie ihn wieder berühren, eine für den Bewohner des nördlichen Europas ganz ungewohnte Erscheinung, welche jedoch begreifen läßt, daß in Aegypten sich die Astronomie entwickeln mußte.

Bald nach Sonnenaufgang erblickte man Suez und die Fläche des roten Meeres, im Westen durch den Gebel Attaka, im Osten dagegen durch eine flache Küste begrenzt. Reges Leben herrschte auf einem Suez gegenüber am asiatischen Ufer gelegenen Karawanenplatze, von dem eine lange Reihe gepackter Kamele auszog. Die „Prinzeß Irene“ ankerte vor dem Hafen, welcher weit ins Meer hinausgebaut und mit der Stadt durch einen 3 km langen Steindamm verbunden ist. Nach fünf genußreichen, in angenehmster Gesellschaft verlebten Tagen mußte ich jetzt das prächtige Schiff verlassen, das nach kurzem Aufenthalt nach Süden weiter dampfte, zu einem dunklen Punkt zusammenschrumpfte und endlich meinen Blicken ganz entschwand. Ich schaukelte unterdessen allein in einem kleinen, mit zwei Arabern bemannten Segelboote auf den Wellen des roten Meeres, dessen Luft den glühenden Brand der Mittagssonne kaum zu mildern vermochte. Anstatt von der Reede sofort nach Suez zu segeln, veranlaßte ich meine Bootsleute zu einer Fahrt nach den benachbarten, nur wenige Meter unter dem Meeresspiegel befindlichen Korallenbänken. Dort stieß der Bootsführer mit einer Stange Korallenstücke vom Boden des Rifles los, während sein Begleiter in die lauwarme, durchsichtige Salzflut tauchte und kiloschwere Klumpen heraufholte. Mein Interesse für die Zoologie des Meeres wurde fast noch mehr als durch die lebenden Korallen durch die zahlreichen anderen Geschöpfe erregt, welche mit ihnen an die Oberfläche kamen. Da wimmelte es von kleineren und größeren Krebstieren, Seesternen, Schnecken und Schwämmen aller Art. Ueberall, wo an den Korallen eine Spitze abgebrochen war, hatte eine zierliche Bohrmuschel Platz genommen und ihre Miniarbeit in der Kalkmasse des im übrigen noch frischen, lebendigen Tierstocks begonnen.

An die Seefahrt schloß sich ein Spaziergang auf der asiatischen Seite. Die Araber hatten ihr Boot befestigt und bemühten sich, mir alles, was an tierischen und pflanzlichen Erzeugnissen das Ufer bedeckte, aufzulesen; sie waren schließlich nur ungehalten, weil ich nicht alles für geeignet zum Mitnehmen hielt. Hätte ich auf diese Stimmung Rücksicht genommen, so würde mein Gepäck um mehrere Zentner schwerer geworden sein, zumal sich bald auch einige Fischfang treibende Beduinen einstellten. Ich besah mir auch die Hütten dieser anspruchslosen Gesellen. Die ganze Behausung bestand aus einigen Stäben, welche mit Schilf, vertrocknetem Opuntienkaktus und anderen lockeren Pflanzenresten überzogen waren. Andere Beduinenstämme streifen auf der Sinaihalbinsel umher und suchen den dort häufigen Türkis, welchen sie in Suez an durchreisende Händler verkaufen. In Aegypten haben sich Beduinen in der Nähe der Pyramiden niedergelassen, um den Reisenden bei der schwierigen Besteigung dieser Steinkolosse behilflich zu sein, ein Geschäft, welches jedenfalls mehr abwirft als das ungebundene Umherschweifen in der Wüste. Man sieht, daß die Kultur jetzt alle Welt beleckt und die Romantik auch aus ihren letzten Schlupfwinkeln vertreibt.

Spät am Nachmittage landeten wir in Suez, wo ich für den Rest des Tages in dem dortigen deutschen Konsul einen lebenswürdigen und kundigen Begleiter fand. Zunächst unternahmen wir eine Wagenfahrt durch die Stadt, in welcher das europäische Element viel weniger zur Geltung kommt als in Port Said. Darauf ging es den mit Wasserpflanzen überwucherten und von den anwohnenden Orientalen nicht sehr appetitlich behandelten Süßwasserkanal entlang aufs Land nach einigen schönen, Europäern gehörenden Gartenanlagen. Die Vegetation war hier weit

üppiger entwickelt als es in Deutschland selbst im Hochsommer der Fall ist. Gehört doch Suez klimatisch gleich Oberägypten schon der heißen Zone an, während das Deltaland noch außerhalb der Isotherme von 20° C. gelegen ist. Die Vegetation bestand, was größere Pflanzen anbetrifft, im Freien vorwiegend aus Dattelpalmen, Aloëen und dem Opuntienkaktus. In den Gärten war die Luft von Blütenduft geschwängert und von dem Gezirp zahlloser Insekten erfüllt. Dort blühte der Weinstock, die Zitronenbäume hingen voller Früchte und waren gleichzeitig mit Blüten bedeckt. Den milden Abend verbrachte ich mit dem Konsul, der ein eifriger Aegyptologe ist, in seinem in der Stadt gelegenen Garten inmitten eines Flors von Rosen und Nelken.

Am nächsten Tage ging es nach Kairo, der Hauptstadt des Landes, zugleich der größten Stadt Afrikas und der arabischen Welt. Die Entfernung in der Luftlinie beträgt nur 120 km; trotzdem nahm die Eisenbahnfahrt den besten Teil des Tages, von 10 Uhr früh bis 6 Uhr nachmittags, in Anspruch. Eine durch die Wüste führende direkte Bahnverbindung zwischen beiden Orten wurde nämlich wieder aufgegeben. Man fährt heute am Kanal entlang bis zu dem schon erwähnten, in der Mitte der Landenge gelegenen Ismailia zurück, gelangt von hier über Tel el Kebir, wo 1882 Aegyptens Schicksal durch den Sieg der Engländer entschieden wurde, in das Deltaland und schließlich nach dem in der südlichen Spitze des Deltas gelegenen Kairo, dem „Diamantknopf am Griffe des Deltafächers“.

Mein Reisegenosse war ein in Kairo ansässiger europäischer Geschäftsmann, der in Suez von den Beduinen der Sinaihalbinsel den dort häufigen Türkis aufkaufte. Ich war im Hotel Zeuge des kleinen Marktes gewesen, der sich dort entwickelte. Daß die braunen Wüstensöhne sich auf ihr Geschäft verstanden, bewiesen die immer wiederkehrenden Versuche, wertlose, wohl auch gefälschte Steine an den Mann zu bringen. Diesmal waren sie jedoch an den Rechten gekommen und mußten trotz ihrer Verzweiflung und aller Anrufe Allahs erleben, daß jeder Stein, der keine Gnade vor den Augen des gewiegten Kenners fand, zurüchgewiesen wurde.

Zu uns gesellten sich kurz vor der Abfahrt einige vornehme Araber; sie waren mit zahlreicher Begleitung auf dem Bahnhofe erschienen und verabschiedeten sich mit vielen Umarmungen. Zu ihrem Gepäck gehörte ein offener Korb mit gebackenen Fischen, die uns beiden Europäern noch mißlich werden sollten. Als es nämlich ans Verschmausen ging, sollten wir durchaus teilnehmen. Der Verzicht auf solche Gastfreundschaft, der sich selbstverständlich nicht gegen die guten Leute richtete, sondern aus einem leicht erklärlichen Ekel entsprang, kränkte unsere Araber so sehr, daß sie sich mit tiefem Groll von uns zurückzogen.

Die Fahrt von Suez über Ismailia nach Kairo bietet für denjenigen, der auf diesem Wege zum ersten Male in das Land der Pharaonen eindringt, eine Fülle des Sehenswerten. Die Reise geht zwar zur Hälfte durch die arabische Wüste, führt indes stets am Süßwasserkanal entlang, dessen Ufer einer langgestreckten, sehr belebten Oase gleichen. Soweit das Wasser des Kanals den Boden durchtränkt, ist er mit üppigem Graswuchs und zahlreichen Palmen bestanden. Immer wieder begegnen uns kleine Ortschaften aus wenigen Lehmhütten. Auf dem Weidelande fehlt es nicht an fleißigen Fellachen, Hornvieh, Eseln und Kamelen. Auf dem Kanal erglänzen die dreieckigen Segel vieler Boote, welche den Güterverkehr vermitteln. Noch mehr belebt sich das Bild, wenn wir nach dem Verlassen der Station Tel el Kebir in den östlichen Teil des Deltalandes, in das biblische Land Gosen, gelangen. Wären nicht die zahlreichen zerstreuten Palmen, so würde man sich in eine norddeutsche Marschenlandschaft versetzt fühlen. Dunkelgrüne Wiesen, auf denen das Kamel friedlich neben dem Rinde und dem grauen, buckligen, durch seine anliegenden Hörner auffallenden Büffel grasst, wechseln mit Feldern voll reifen Getreides ab, welches den Bewohnern in drei Ernten zuwächst. Neben grünenden und reifen findet man daher auch frisch gepflügte Felder. Sie lassen eine tiefschwarze, äußerst fruchtbare Erdkrume erkennen, welche so recht im Gegensatze steht zu dem soeben verlassenen gelbbraunen Boden der Wüste. Wiederholt geht es über breite Nilarme, aus denen zahlreiche Kanäle gespeist werden. Im Deltalande fällt nur wenig Regen. Deshalb sehen wir den Bauer unablässig bemüht, durch Schaufelräder, vermittlels der bekannten archimedischen Wasserschnecke oder durch Eimer dem im Sonnenbrande lechzenden Boden sein Lebenselement zuzuführen. Wo nicht Menschenhände diese mühsame Arbeit verrichten, treibt der Stier oder der Büffel mit der Stirn oder dem Nacken ein göpelartiges Drehwerk, das mit einem großen Schöpfrade verbunden ist.

Man kann sich denken, wie außerordentlich wichtig für ein Land mit derartigen klimatischen Verhältnissen Stauwerke sind, die eine gleichmäßige Versorgung gewähren. So hat man an der Stelle, wo der Nil sich zum ersten Male gabelt, etwa 10 km unterhalb Kairos, den Wasserstand des Flusses um 4 m erhöht. Dieses augenblicklich größte Stauwerk der Welt wird ein Sperrdamm übertreffen, den man jetzt in Oberägypten in der Nähe Assuans errichtet. Man hofft dort den Nil zur Ueberschwemmungszeit um etwa 20 m aufstauen und ein Becken von über 1000 Millionen Kubikmetern Inhalt bilden zu können. Es handelt sich dabei um eine bessere Versorgung des gesamten Niltals, soweit es sich von Assuan bis Kairo erstreckt. Die Ertragsfähigkeit dieser etwa 1000 km langen, fast regenlosen Talsohle wird dadurch um etwa 50 Millionen Mark erhöht werden.*)

Zwar werden die ägyptischen Bauern, die „Fellachen“, d. h. Pflüger, trotzdem wohl kaum eine Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse erfahren; stehen doch die armseligen Hütten des Deltalandes im schroffsten Gegensatze zu der gepriesenen Ueppigkeit des Bodens. Vier

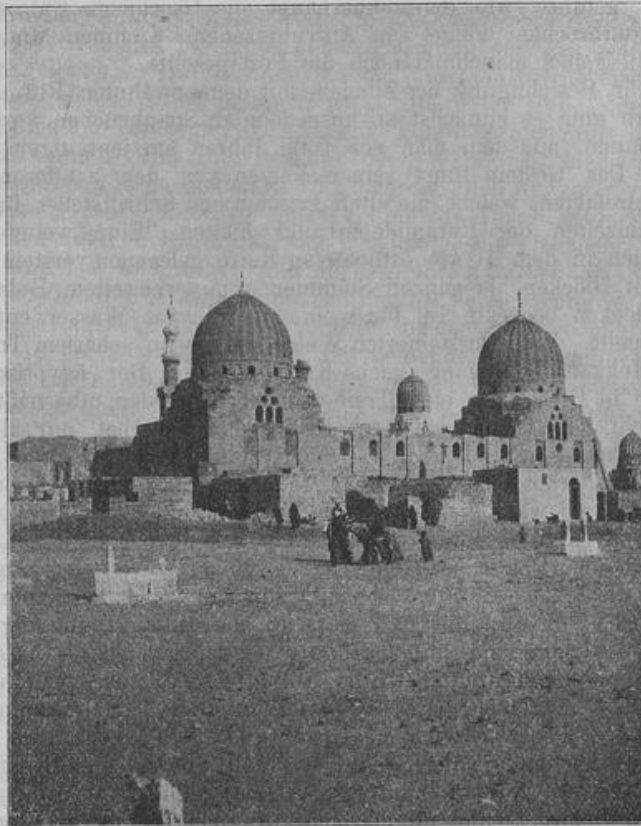
niedrige Wände
aus Nilerde mit
einem Dach aus
wenigen Brettern,
auf dem mitunter

der Mist ge-
sammelt wird und
die Hühner ihr
Wesen treiben;
das ist in der
Regel die ganze
Behausung eines
Fellahs. Der Haus-
rat ist natürlich
dementsprechend;
er besteht aus
einigen Matten,
Kesseln,

Krügen und Holz-
schüsseln. „Das
Lebensgeschick,“
sagt einer der
besten Kenner
dieser Verhält-
nisse, Georg
Schweinfurth,
„scheint wie ein
Naturgesetz über
den ägyptischen
Bauer verhängt
zu sein. Im Alter-
tum hatte er im

Dienste der
Priester sauren
Schweiß zu ver-
gießen und die

Br. am rechten Ufer des Stromes, etwas südlich von der Stelle, wo die Deltabildung beginnt. Durch die östlichen Tore gelangt man unmittelbar in eine hochgelegene Wüste, in der sich unter den



3. Blick auf die Grabmoscheen vor den Toren Kairos.

(Photographische Aufnahme des Verfassers.)

Früchte seiner
Arbeit den
Mächtigen seines
Landes zu über-
lassen; und heute
geht es ihm eben-
so, nur daß sich
die Namen seiner
Dienstherren ge-
ändert haben. Er
pflügt und erntet,
aber der ge-
wonnene Piaster
bleibt selten sein
Eigentum“.

In Benha, wo
gerade die Pest
ausgebrochen war,
erreichten wir den
östlichen, bei
Damiettemündenden
Hauptarm des
Nils. Dann ging
es in südlicher
Richtung weiter
nach Kairo,
welches innerhalb
seiner Mauern und
vor seinen Toren
soviel des Fesseln-
den bietet wie nur
wenige Städte der
Welt.

Kairo liegt
unter dem
30. Grad nördl.

*) Der Sperrdamm bei Assuan wurde mittlerweile vollendet und am 10. Dezember 1902 feierlich eingeweiht.

Mauern der Stadt vor Ueberflutung geschützte Friedhöfe ausdehnen. Die Begräbnisstätten der Vornehmen und Mächtigen wurden mit Grabmoscheen geschmückt. So entstanden die Kalifengräber, welche ich auf einem Ritt in die geologisch interessante östliche Wüste kennen lernte. Am besten erhalten fand ich eine um die Mitte des 15. Jahrhunderts erbaute Moschee des Mamelukensultans Kaït Bai. Sie ist mit ihrer reichgeschmückten Kuppel, überragt von einem schlanken Minaret, das schönste Bauwerk dieser Gräberstadt. Man siehe die dritte Abbildung: Den Vordergrund bildet völlig kahle Wüste, in der sich einige schmucklose neuere Arabergräber erheben. Dazwischen erblickt man einen Reisenden mit Führern und Eseln. Den größten Raum des Bildes füllt die mit zwei Kuppeln geschmückte, sehr verfallene Moschee Barkuk aus. An ihre Mauern lehnen sich einige arabische Wohnungen von äußerster Einfachheit. Links ragt das Minaret der prächtigen Moschee Kaït Bai hervor.

Der an Kairo grenzende östliche Rand der Wüste besteht aus Kalkstein; er erhebt sich gegen Süden zu einem schroffen Höhenzug, dem Gebel Mekkattam. Zwischen diesem und der Stadt ragt die Zitadelle empor. Unter ihren Mauern wurden bei jedem Wechsel in der Herrschaft blutige Kämpfe geführt, wie denn überhaupt die Geschichte Kairos bis zum 19. Jahrhundert eine kaum unterbrochene Folge von Aufruhrszenen, Kämpfen und Plünderungen war, zu denen sich als Gottesgeißel manchmal noch die Pest gesellte.

Ich verband die Besichtigung der Zitadelle mit dem erwähnten Ritt in die östliche Wüste. Von den Kalifengräbern ging es zunächst an ausgedehnten Steinbrüchen vorüber. Hier wird der Nummulitenkalk gewonnen, aus dem man vor 4000 Jahren am jenseitigen Ufer die Pyramiden von Gizeh errichtete. Das Gestein führt seinen Namen von den zahllosen, wie Münzen oder Linsen aussehenden Petrefakten, welche die alten griechischen Schriftsteller für versteinerte Ueberbleibsel von den Mahlzeiten der Pyramidenerbauer hielten. Eine weitere naturgeschichtliche Merkwürdigkeit lernte ich in dem 10 *km* östlich von Kairo gelegenen versteinerten Walde kennen. Die Wüste ist dort mit Blöcken, ja ganzen Stämmen von verkieseltem Holz wie übersät. Das benachbarte mit Felsblöcken bedeckte Tal birgt eine meist etwas Wasser enthaltende tiefe Spalte, die sogenannte Mosesquelle. Vom versteinerten Walde ging es in scharfem Trabe auf dem breiten Kamme des Gebel Mekkattam entlang nach Kairo zurück. Der ägyptische Esel, auf dessen Rücken solche Ausflüge in Begleitung eines Treibers gemacht werden, übertrifft seinen europäischen Vetter in jeder Hinsicht. Er ist von geringer Größe, hellgrau, hat nur kleine Ohren und besitzt eine erstaunliche Ausdauer und Geduld. Seine Stammeltern wohnten in den abessinischen Hochgebirgen. Manchmal trabt er mit zwei langen Schlingeln, deren Füße fast die Erde berühren, so munter dahin, als wäre die Schwerkraft eine überwundene Größe.

Der Ausblick auf Kairo eröffnete sich ganz plötzlich, nachdem ich mich der Stadt auf wenige hundert Meter genähert hatte. Mit einem Male stehen wir an dem Abhang des Mekkattam. Zu unseren Füßen liegt die Zitadelle, unter der sich wieder die weiße, im Sonnenglanze schimmernde Stadt mit ihren hunderten von Minarets und Kuppeln ausbreitet. Dann folgt das Silberband des Nils und das sich jenseits ausbreitende dunkelgrüne Fruchmland, welches im Westen wieder von dem schmutzig-gelben Wüstenrande umsäumt wird. Auf diesem erheben sich in einer längen, von Norden nach Süden sich hinziehenden Reihe die Pyramiden. Am bekanntesten ist die nördlichste als Pyramiden von Gizeh bezeichnete Gruppe. Obgleich sie etwa 10 *km* von meinem Standort entfernt waren, machten sie doch Eindruck; und wer sie ohne Kenntnis der Vergangenheit Aegyptens vom Gebel Mekkattam zum ersten Male erblickte, würde sie gewiß für eigentümliche Bildungen des Gebirges und nimmermehr für das Werk von Menschenhänden halten.

Die Pyramiden sind die Königsgräber des alten, um 2500 v. Chr. blühenden Reiches, dessen Hauptstadt Memphis etwa 20 *km* südlich von Kairo im Niltal gelegen war. Memphis selbst, die älteste Stätte der Kultur, ist verschwunden. Was indes noch heute von seiner vergangenen Größe zeugt, das sind die Begräbnisstätten. Sie bedecken den Rand der libyschen Wüste auf meilenweite Erstreckung und werden heute wohl auch als die Totenfelder von Sakkarah bezeichnet. Ihnen galt mein nächster Ausflug. Früh morgens gelangte ich in einer Stunde mit der Eisenbahn nach einer kleinen nilaufwärts gelegenen Station, von wo der Wüstenrand in etwa einer Stunde zu erreichen ist. (Siehe die Karte der Umgebung Kairos.) In der Mitte des Weges liegen im Schatten eines Palmenwaldes zwei ausgegrabene Kolosse. Sie stellen

Ramses II. dar, der während seiner langen Regierung (1324—1258 v. Chr.) eine gewaltige Bautätigkeit entwickelte. Das größere, aus hartem Kalkstein gemeißelte Standbild, dessen ursprüngliche Länge 13 m betrug, fand schon bei Herodot Erwähnung. Noch ein kurzer Ritt durch üppiges Fruchmland an einem Fellachendorf vorüber, und man befindet sich am Wüstenrande vor der Stufenpyramide von Sakkarah. Letzere ist noch älter als die großen Pyramiden von Gizeh und besteht aus sechs durchschnittlich 10 m hohen Stockwerken, die aus kleineren Kalksteinblöcken zusammengefügt sind. Sie diente einem Könige der dritten Dynastie als Grabstätte und wurde erst vor einigen Jahrzehnten geöffnet.

In der Nähe der Königspyramiden errichtete man den Großen des Reiches geräumige Grabtempel. Um diesen vornehmsten und am besten erhaltenen Teil der Nekropole ringten sich dann die Massengräber des niederen Volkes. Ich beschränkte mich auf die Besichtigung der sehenswertesten Privatgräber, sowie der von dem französischen Aegyptologen Mariette entdeckten Apisgräber.

Nachdem ich in dem jetzt als Unterkunftshütte dienenden Hause Mariettes geruht und den mitgebrachten Proviant verzehrt hatte, besuchte ich das ursprünglich freigelegene, jetzt aber tief im Sande steckende Grab des Ti, eines hohen Beamten, der zur Zeit der fünften Dynastie, also um 2200 v. Chr., gelebt hat. Durch einen kleinen Vorraum betritt man eine fast quadratische Halle, deren Decke von zwölf Säulen getragen wird. In dieser Halle, deren Wände mit Bildern geschmückt sind, wurden die Totenopfer dargebracht. Von hier aus führt ein schmaler Gang nach der eigentlichen Grabkammer. Der Bilderschmuck der Wände ist hier besonders reich und gewährt einen genaueren Einblick in das Leben und Treiben der alten Aegypter. Wir sehen, wie das Getreide gemäht, in Säcke gepackt, auf Esel geladen und zur Tenne gebracht wird. Andere Darstellungen beziehen sich auf den Schiffsbau, den Fischfang, die Viehzucht, die Glasbereitung usw. Die meisten Bilder sind fast unversehrt und auch in ihren Farben gut erhalten. Daß sie das ehrwürdige Alter von 4000 Jahren besitzen, glaubt man erst der Versicherung der gelehrten Aegyptologen.

Die übrigen Privatgräber gleichen dem beschriebenen, da sie alle demselben Kultus entsprungen sind. Die Aegypter waren nämlich seit den ältesten Zeiten von dem Gedanken beherrscht, daß der Mensch in einem Abbilde nach dem Tode fortbestehe. Dieses Fortbestehen schien ihnen aber nur gesichert, wenn das Abbild eine Wohnstätte erhielt und mit Opfergaben versehen wurde. Auch die an den Wänden dargestellten Gaben, Diener und Dienerinnen sollten für das Wohlbefinden des Verstorbenen sorgen, wie sie es bei seinen Lebzeiten getan hatten.

Aber nicht nur für den toten Herrscher und seine höchsten Beamten, sondern auch für die heiligen Tiere wurden kunstvolle Grabstätten errichtet. So entstanden die Apisgrüfte, die ich darauf besuchte. Sie bestehen aus einem mehrere hundert Meter langen, in den Felsen gehauenen Gang, zu dessen Seiten sich etwa 30 Kammern befinden. In ihnen wurden die heiligen Stiere in mächtigen Steinsärgen beigesetzt. Diese Sarkophage, von denen jeder über 1000 Zentner wiegt, bestehen aus Granit oder Kalkstein und sind aus einem Stück gemeißelt. „Ich gestehe,“ sagt Mariette in seinem Bericht über die Entdeckung, „daß ich beim Eintritt in die Apisgruft so tief von Erstaunen ergriffen wurde, daß diese Empfindung, obgleich fünf Jahre seitdem vergangen sind, noch immer in meiner Seele nachklingt. Durch einen mir schwer erklärlichen Zufall war ein Gemach, das man im 30. Jahre Ramses des Zweiten vermauert hatte, der Plünderung entgangen, und ich war so glücklich, es unberührt zu finden. 3700 Jahre hatten nichts an seiner ursprünglichen Gestalt zu ändern vermocht. Die Finger des Aegypters, der den letzten Stein in die vermauerte Türe einsetzte, waren noch auf dem Kalke erkennbar. Nackte Füße hatten ihren Eindruck auf der Sandschicht zurückgelassen, die in einer Ecke der Totenkammer lag. Nichts fehlte an dieser Stelle des Todes, an der seit beinahe vier Jahrtausenden ein balsamierter Stier ruhte.“ Ueber die Besichtigung der Totenfelder von Sakkarah mit den geschilderten Einzelheiten war es Mittag geworden. Die Rückkehr auf demselben Wege nach der Station, von der ich in der Frühe ausgeritten, schien mir ein Zeitverlust zu sein. Ich entschloß mich deshalb, am Rande der Wüste entlang nach den Pyramiden von Gizeh zu reiten, welche 15 km nördlich von den Apisgrüften gelegen sind. Der Weg bot dadurch einen besonderen Genuß, daß ich das breite Niltal, Kairo, überragt von seiner Zitadelle und dem Gebel Mokkattam, sowie die drei gewaltigen Pyramiden von Gizeh stets vor mir hatte.

Das Pyramidenfeld von Gizeh, das interessanteste von allen, ist etwa 1 *qkm* groß. Es enthält außer den drei großen Pyramiden und der Sphinx eine Anzahl von Tempelresten und kleineren Pyramiden, sowie hunderte von verschütteten Privatgräbern vornehmer Aegypten aus der Zeit der vierten und der fünften Dynastie (2500—2300 v. Chr.). Dazwischen finden sich Ziegelbauten ptolemäischen und römischen Ursprungs. Die am östlichen Abhänge in der Nähe eines Araberdorfes gelegenen Felsengräber dienen heute zum Teil als Wohnungen und Ställe. Hier wie an mancher anderen Stätte des merkwürdigen Landesum schließt somit ein enger Raum Erinnerungszeichen an eine ganze Reihe von Kulturepochen.

Am Fuße der Sphinx verließ ich mein Reittier. Nachdem der Treiber abgelohnt und entlassen war, sah ich mich sofort von einem Beduinenschwarm umringt, welcher seine Dienste bei der Besteigung und Besichtigung der Pyramiden anbot. Bald war ich mit einem Scheik und drei ihm untergebenen Beduinen einig geworden. Zunächst ging es an den Fuß der Cheopspyramide, des größten Bauwerkes der Welt, zu dessen Herstellung 2 1/2 Millionen Kubikmeter gewaltiger Quadern erforderlich gewesen sind. Nachdem wir einige Steinlagen erklimmen hatten, krochen wir durch einen Gang von 5/4 *m* Höhe und 1 *m* Breite unter einem Winkel von 25° etwa 20 *m* schräg abwärts. Dann gelangte ich durch einen zweiten engen Gang und endlich durch eine größere Halle auf dem außerordentlich glatten Boden mit Hilfe der Beduinen aufwärts, bis wir uns endlich in der vom Boden und den seitlichen Flächen etwa gleich weit entfernten geräumigen Grab- oder Königskammer vor einem leeren Granitsarkophag befanden. Die Luft im Innern der Kammer und der Gänge war dumpf und schwül. Die Beleuchtung wurde nur notdürftig durch Kerzen vermittelt. Nachdem ich durch den finsternen Schacht wieder ans Licht des Tages gelangt war, kam der zweite Teil des Unternehmens, der größere Anstrengung verlangt, aber weit lohnender ist. Ein Beduine band seinen Turban um meine Brust und diente mir als Vorspann, während die beiden anderen schoben; und so ging es trotz dieser Hilfe nicht ohne eigene außerordentliche Anstrengung die meist über 1 *m* hohen Stufen hinauf zu der etwa 150 *m* über der Wüste befindlichen Spitze.

Ich hatte den günstigsten Zeitpunkt für diese Besteigung gewählt. Die Abendsonne vergoldete nach einem klaren warmen Tage alles und zauberte in dem Trümmerfelde zu meinen Füßen und über der gen Westen sich endlos dehrenden, völlig kahlen libyschen Wüste die wunderbarsten Farbentöne hervor. Im Osten lag das überall Leben atmende Niltal, über das sich die langen Schatten der Pyramiden ergossen. Und in der Ferne, am jenseitigen Ufer des Flusses, dehnte sich Kairo mit seinen glänzenden Kuppeln und Minarets aus, überragt von dem mit der Zitadelle und der prächtigen Alabastermoschee gekrönten Abfall der arabischen Wüste. Es ist ein Bild, so fesselnd und so tief ergreifend durch den schroffen Gegensatz von Tod und Leben, der sich darin ausspricht, daß es wohl nichts gibt, was ihm in seiner Eigenart an die Seite gestellt werden kann.

Der geschilderte Ausflug, der gewöhnlich auf 2—3 Tage verteilt wird, war sehr anstrengend gewesen. Ich mußte mir daher vor Antritt der Reise nach Oberägypten eine Ruhepause gönnen, welche ich mit der Besichtigung der Stadt ausfüllte.

Der Name Kairo, arabisch el Kahira, bedeutet die Bezwingerin. Die Stadt wurde nach der Eroberung des Landes durch die Araber gegründet. Klimatisch muß man ihr Gebiet schon zur heißen Zone rechnen, da ihre mittlere Jahrestemperatur über 20° (21,3°) C. beträgt. Wenn der Südwind oder Chamsin weht, steigt die Hitze schon im Frühjahr mitunter auf 40—45° C. Es gibt wohl wenig Städte, welche ein solches Gemisch von Rassen und Nationalitäten aufzuweisen haben, wie gerade Kairo, dieses Bindeglied zwischen der afrikanischen, der asiatischen und der europäischen Welt. Unter seinen 600000 Einwohnern befinden sich etwa 40000 Europäer, insbesondere Griechen, Italiener, Franzosen und Engländer. Die deutsche Kolonie ist auffallend klein; sie wird sogar von der österreichischen um das Vierfache übertroffen. Die übrige Bevölkerung setzt sich aus Arabern, Fellachen, Kopten, Türken, Syrern, Persern, Beduinen, Negern, Indern usw. zusammen.

Zu einer Schilderung der verschiedenen Bevölkerungstypen und Trachten, des bunten, den Europäer zuerst sehr fremdartig anmutenden Straßengewühls, der Szenen häuslichen und

gewerblichen Lebens, die sich zumeist in offenen Hallen und vor den Türen abspielen, würde der hier zu Gebote stehende Raum nicht ausreichen.

Der westliche Teil der Stadt ist neueren Ursprungs und besitzt ein mehr europäisches Aussehen. Die schönsten Gebäude, wie die Oper, die Börse, Bankhäuser und mehrere großartige Hotels internationalen Zuschnitts, gruppieren sich dort um einen wundervollen, von einem französischen Gartenbaudirektor angelegten Park.

Was letzteren so anziehend macht, ist die große Zahl von Baumriesen aus den verschiedensten Gebieten der heißen Zone. Hier stehen Jakaranda- und Kokosarten Mittelamerikas und Brasiliens neben Eukalyptusbäumen und Kasuarineen Australiens. Wir erblicken gewaltige Fächerpalmen von den Karolinen, sowie den indischen Feigenbaum. Letzterer scheint mit seinen zahlreichen in den Boden dringenden Luftwurzeln, welche die gewaltigen Aeste stützen, allein einem Walde zu gleichen. Gebüsch von 20 m hohen Bambushalmen wechseln mit Agaven und Palmenwäldchen ab, während Ziersträucher Brasiliens mit ihrer Farbenpracht wie ein bunter Wasserfall sich über Lauben und Hecken ergießen. Bäume aus dem Sudan tragen ihre meterlangen, riesigen Gurken gleichenden Früchte. Den Glanzpunkt bilden etwa 20 zu einem Wäldchen vereinigte Stämme der *Oreodoxa regia* genannten schönsten Palme Neuseelands. Als mein Blick sich auf die herrlichen Kronen richtete, fiel mir auf, daß über der Stadt hunderte von Raubvögeln in gewaltiger Höhe ihre Kreise zogen.

Der wertvollste Schatz, den Kairo birgt, ist die von Mariette gegründete Sammlung ägyptischer Altertümer. Sie war in einem 500 Räume enthaltenden Schlosse untergebracht, welches der Khedive Ismail, dem Aegypten den größten Teil seiner Schuldenlast verdankt, für seinen Harem mit einem Aufwand von 100 Millionen Franken errichtete. Die erste Flucht von Sälen enthält die Denkmäler des alten Reiches. Hier ist alles zusammengebracht und geordnet, was die Privatgräber, die Tempel und die Pyramiden, welche sich in einer Ausdehnung von 30 km westlich von Kairo am Rande der libyschen Wüste hinziehen, an Statuen, Sarkophagen, Opfertischen, Schmucksachen, Waffen, Hausgeräten usw. enthielten. Dann folgen in sechs Sälen die Denkmäler des mittleren Reiches und der Hyksoszeit (2200—1600 v. Chr.). An diese schließen sich die Funde aus Theben in Oberägypten an, wo nach 1600 v. Chr. das neue Reich erblühte und die altägyptische Kultur ihre glänzendste Entfaltung aufzuweisen hatte.

Unter den ptolemäischen und römischen Denkmälern (4. Jahrhundert vor bis 4. Jahrhundert nach Christi Geburt) befinden sich Kunstwerke von vollendeter Wiedergabe des Ausdrucks. Hier begegnen wir auch dem berühmten Dekret von Kanopus,^{*)} einer großen Steintafel, welche eine längere Inschrift in ägyptischer Sprache und Hieroglyphenschrift, in griechischer Sprache und Schrift und endlich im Volksdialekt und den entsprechenden Schriftzeichen enthält. Es gibt wenige alte Dokumente, welche für die Entzifferung von Schriftzeichen, für die Sprachforschung und für die Kulturgeschichte eine gleiche Bedeutung besitzen, wie der erwähnte graue Stein. Ein gewisser ehrfurchtsvoller Schauer ergreift uns auch, wenn wir uns den Mumien der gewaltigsten Pharaonen, eines Sethos (Sesostris), Ramses und Amenophis (Memnon), gegenüber befinden.

Das Studium der in Kairo befindlichen Altertümer war für mich zugleich die beste Vorbereitung auf die Besichtigung der Ruinen und der Totenstadt von Theben, deren Besuch den Glanzpunkt einer ägyptischen Reise bildet. Es war an einem der letzten Märztage, zu einer Zeit, in der man der Hitze wegen schon Bedenken trägt, nach Oberägypten zu reisen, als ich Kairo abends verließ. Auf der stromaufwärts führenden Eisenbahn, welche demnächst über Chartum durch das äquatorale Afrika bis nach Kapstadt geführt werden soll, legte ich die 700 km lange Strecke bis Theben in etwa 14 Stunden zurück.

Wo sich einst die glänzende Hauptstadt des neuen Reiches ausdehnte, liegen jetzt am rechten Nilufer zwei unbedeutende Ortschaften, Karnak und Luksor. (Siehe den beigegefügtten Plan von Theben.) Als ich in Luksor den Zug verlassen und mich vom Staube, der auf den ägyptischen Bahnen eine wahre Plage ist, gereinigt hatte, galt mein erster Weg dem inmitten der Ortschaft

^{*)} Näheres darüber, sowie über die Bedeutung Aegyptens für die alte Kultur, siehe in dem Werke des Verfassers: Dr. F. Dannemann, Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften, in zweiter Auflage, 2 Bde., Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1902 und 1903.

liegenden, von Memnon (Amenophis III.) um 1400 v. Chr. zu Ehren des Sonnengottes Ammon errichteten Tempel. Vor dem Haupteingang, einem gewaltigen, mit sitzenden Kolossalfiguren geschmückten Torbau (Pylon), erhebt sich ein mächtiger Obelisk aus Rosengranit. (Siehe Abbildung 4.) Ein zweiter kleinerer Obelisk, der sich hier befand, wurde nach Paris geschafft und daselbst aufgestellt. Durchschreiten wir den Torbau, so befinden wir uns in einem von Säulenhallen umschlossenen Hof. (Siehe Abbildung 5.) Dann folgt ein wohlerhaltener Säulengang, der in einen zweiten kleineren Hof führt. Immer in derselben Richtung weiter schreitend, gelangen wir in einen Saal, dessen Reliefs sich auf die Geburt und die Kindheit des Königs Memnon beziehen, und darauf in den letzten, aus einer Anzahl Kammern bestehenden Teil des Heiligtums, wo in geheimnisvollem Dunkel die Bildsäule des Gottes thronte.

Nach demselben Plane sind auch die übrigen Tempel des alten Theben gebaut. Der gewaltigste von allen ist der große Ammontempel in Karnak. Beide Tempel waren durch eine mehrere Kilometer lange Sphinxallee verbunden. Jetzt sind nur noch Spuren davon erhalten, doch finden sich vor dem Tempel zu Karnak außer dem größten Obelisk, welcher 28 m hoch ist, mehrere gut erhaltene Sphinxalleen. (Siehe Abbildung 6 auf Seite 14.) Von der Höhe des gewaltigen ersten, der Zeit nach letzten Pylons, auf den fünf weitere, früher entstandene folgen, eröffnet sich der Blick über ein ungeheures Trümmerfeld. Welche Kräfte das Bild der Zerstörung geschaffen haben, das sich hier wie in Luksor und an den Ruinen-

stätten des Ruinenfeldes machen, ein ganz außerordentlicher. Vor allem ist der große Säulensaal zu nennen, der stets als ein Wunder der Welt gepriesen wurde. Weit über 100 Säulen, deren Umfang etwa 10 m beträgt, tragen das jetzt zum größten Teil eingestürzte oder mit Einsturz drohende Dach. Inschriften und Reliefbilder, deren sonderbare Symbolik ein mit Ehrfurcht und mit einem gewissen Grauen gemischtes Interesse erregen, bedecken alle Wände, Säulen, Postamente und Obelisk.



4. Der Obelisk in Luksor.

(Photographische Aufnahme des Verfassers.)

jenseitigen Ufers darbietet, läßt sich im einzelnen wohl nicht mehr feststellen. Die Götterbilder und die Königsstatuen haben gewiß am meisten unter der fanatischen Zerstörungswut nachkommender Geschlechter, insbesondere der ersten Christen, gelitten. Manches haben eindringende Eroberer abgetragen oder verwüstet. Und wenn auch der Regen und die Verwitterung fehlten, so hat doch eine andere Naturkraft, das Erdbeben nämlich, seinen Anteil an dem Werke der Zerstörung gehabt. Trotz alledem ist der Eindruck, den einzelne Teile

des Ruinenfeldes

Von geradezu zauberischer Wirkung soll eine Wanderung durch die Ruinen sein, wenn der Vollmond sie mit seinem milden Lichte umfließt. Für mich wurde der Genuß ein wenig durch die Glut der Nachmittagssonne beeinträchtigt. Da mir indessen für den Besuch Thebens nur zwei Tage zu Gebote standen, galt es, jede Stunde auszunutzen. Den herrlichen Abend verbrachte ich am Nil. Einen erhebenden Anblick gewährte auch der Sternenhimmel, an dem die Cassiopeja welche in Europa sich stets hoch über dem Horizonte befindet, unterging, und neue Sternbilder und Fixsterne erster Größe, wie der südlich vom Sirius erglänzende Kanopus, zum ersten Male meine Blicke fesselten.

Nach kurzer Nachtruhe verließ ich noch vor Sonnenaufgang Luksor, nicht ohne dem im fahlen Licht der Dämmerung und der Sterne besonders grotesk erscheinenden Tempel noch

einmal eine Besichtigung gewidmet zu haben. Eine kurze Fahrt über den Nil, der nur wenig Wasser führte, und ich befand mich mit meinem

Führer und unseren Reitern nebst Treibern am westlichen Ufer des Stromes, wo am Rande der libyschen Wüste mehrere wohl-erhaltene Grabtempel liegen.

Die Wüste erhebt sich hier als ein steiles Gebirge, das wir unter Zurücklassung unserer

Tiere überschritten, um nach kurzer, aber beschwerlicher Wanderung in das kesselförmige Tal der Königsgräber zu gelangen.

(Siehe den Plan von Theben.) Die

gemächern. Die Ausmalung, welche alle Flächen bedeckt, war ähnlich derjenigen, die ich in den Privatgräbern Unterägyptens kennen gelernt hatte. Das Grab Sethos I. wird wegen der Schönheit seiner Reliefs gerühmt. Diese stellen in der Hauptsache die Fahrt des Sonnengottes durch die Unterwelt während der verschiedenen Stunden der Nacht dar. Daß ein derartiger Gegenstand die Phantasie der Künstler zu wahren Ausgeburten reizen mußte, läßt sich leicht vorstellen. Es ist schwer, sich in dem Gewühl von Göttern, Dämonen, Sphinxen, feuerspeienden oder Menschenköpfe tragenden Schlangen usw. zurecht zu finden.



5. Säulengang in Luksor.

(Photographische Aufnahme des Verfassers.)

in Theben herrschenden Pharaonen wurden nämlich nicht in Pyramiden, sondern in Felsengräbern beigesetzt.

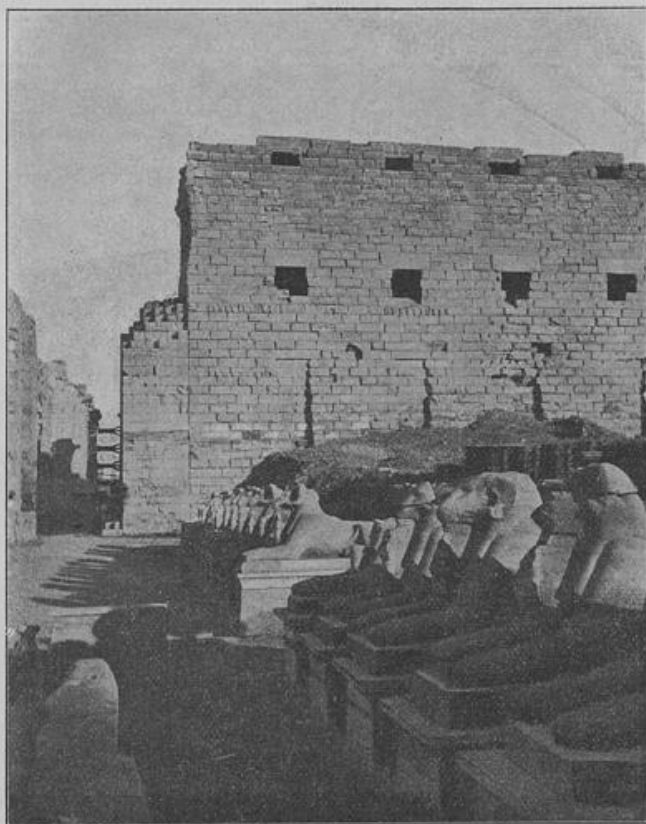
Der vor uns liegende schauerlich öde Talkessel, in welchem schon am frühen Vormittage eine kaum erträgliche Hitze brütete, birgt etwa 40 solcher Königsgräber. Wir besahen mit Hilfe der unentbehrlichen Magnesiumfackel das Grab Sethos I. und darauf dasjenige Ramses III. Es sind dies abwärts geneigte, etwa 100 m tief in den Felsen getriebene Stollen mit zahlreichen tempelartigen Erweiterungen und Nebengemächern.

Ich hatte das Tal der Königsgräber zuerst aufgesucht, weil es dort viel heißer wird als im Niltale. Mußte ich doch damit rechnen, daß die Temperatur in Luksor um die Zeit meines Aufenthaltes Mittag um Mittag 30° C. übersteigt. Auf dem Rückwege verweilten wir zuerst am Abhang der Wüste. Dieser ist von Felsengräbern, welche für die große Masse der volkreichen Stadt (Homer nennt sie bekanntlich die „Hunderttorige“) bestimmt waren, derartig durchlöchert, daß man ihn mit einer Honigwabe verglichen hat. Von der Höhe genossen wir einen herrlichen Blick über das breite, grüne Niltal. Zu unseren Füßen lagen die gewaltigen Memnonkolosse und die zahlreichen Tempel des westlichen Ufers, während sich jenseits des glänzenden Stromes die Säulenhallen von Luksor und Karnak, überragt von einem hohen Wüstengebirge, abzeichneten.

Nachdem wir unsere Treiber wieder erreicht und den mitgenommenen Proviant im Schatten der Ruinen verzehrt hatten, ging es an die Besichtigung der an der Grenze zwischen Nilland und Wüste errichteten Grabtempel. Am schönsten erhalten ist wohl der Tempel Ramses III., um den sich eine, jetzt aber auch in Trümmern liegende, christliche Ortschaft angesiedelt hatte.

Der Tempel Ramses II. interessiert besonders durch ein großes, wohl jeder Mann aus der Kunstgeschichte bekanntes Relief. Es stellt den König auf einem Streitwagen in über-

(Memnon) gewidmeten Tempel stehen nur noch zwei Königsbilder, die bekannten, sagenumwobenen Memnonsäulen. Ihnen galt mein letzter Besuch. Schon während der römischen Kaiserzeit waren sie das Ziel vieler Reisenden; davon zeugen noch heute manche griechischen und lateinischen Inschriften, welche in den unteren Teil der Bildsäulen eingegraben sind. Homer läßt Memnon im trojanischen Kriege durch Achill getötet werden. Hierauf und auf den eigentümlichen Klang, den einer der Kolosse früher beim Aufgang der Sonne ertönen ließ, bezieht sich eine lateinische Inschrift, welche in der Uebersetzung folgendermaßen lautet:



6. Sphinxallee beim Ammontempel.

(Photographische Aufnahme des Verfassers.)

menschlicher Größe dar, wie er dahinstürzt und ganze Scharen seiner Feinde niedermetzelt. Inmitten des Hofes liegen die Trümmer seiner Bildsäule, deren Höhe mehr als 17 m betrug. Das Gewicht dieses gewaltigsten aller ägyptischen Kolosse wird auf 20000 Zentner geschätzt. Solche Zahlen sind deshalb beachtenswert, weil man sich gar nicht vorstellen kann, wie mit den einfachen Hilfsmitteln, über welche die Menschen vor 3—4000 Jahren verfügten, derartige Massen bewegt werden konnten. Von einem

Amenophis III.

Meergebör'ne Thetis wisse, Memnon brauchte nicht zu sterben,
Wenn die mütterlichen Strahlen ihn mit heißem Glanze färben,
Dann ertönt sein lautes Rufen, wo sich Libyens Berge heben,
Die der Nilstrom, Ufer netzend, trennt vom hunderttor'gen Theben.

Nach diesem Ausfluge, der mir eine Fülle der packendsten Eindrücke geboten hatte, kehrte ich mit dem Schnellzuge nach Kairo zurück. Gern wäre ich noch weiter stromaufwärts gefahren, um die Insel Philae und Assuan mit seinem Katarakte kennen zu lernen. Ich mußte mich indes zufrieden geben in dem Gefühle, in und um Kairo, sowie an der Stätte des alten Theben das Schönste und das Sehenswürdigste, was das Wunderland der Pharaonen bietet, genossen zu haben.

Ein kurzes Nachwort zu der vorstehenden Skizze möge noch ihre Aufnahme in den Jahresbericht einer höheren Lehranstalt rechtfertigen. Das Gebotene ist gewissermaßen eine Lehrprobe, welche zeigen soll, wie die Ergebnisse von Reisen im geographischen Unterricht verwertet werden können. Als Ausgangspunkt für diesen Unterricht soll bezüglich der Gewinnung der Grundbegriffe die örtliche Umgebung der Schule und für die weiteren Stufen die Karte gelten. Diese beiden Anschauungsmittel genügen aber für manche Fälle bei weitem nicht, um in dem Lernenden hinreichend klare Begriffe entstehen zu lassen. Es müssen vielmehr bis zu einem gewissen Umfange auch Gegenstände, die sich nicht in unserer örtlichen Umgebung vorfinden, sowie das Bild herangezogen werden. Ohne diese Ergänzung verdient die Karte nicht die Bedeutung, welche ihr die neuen Lehrpläne beimessen. Sie wird dort nämlich als der Mittelpunkt des geographischen Unterrichts bezeichnet, ein etwas schiefer Ausdruck, denn das ist und bleibt doch wohl der Lehrer. In Bezug auf die Verwendung typischer Bilder und geographischer Sammlungen enthalten die neuen Lehrpläne sonderbarer Weise nichts. Und doch ist gewiß, daß eine Karte, wenn nicht neben dem Vortrag Anschauungsmittel aufgeboten werden, für die meisten Schüler eine bestimmte Anordnung von Strichen, Punkten und Namen bleibt, mit deren Einprägung den Forderungen, welche ein minderwertiger Unterricht zu stellen pflegt, sogar Genüge geleistet werden kann.

Die unmittelbare Betrachtung wird zwar bis zu einem gewissen Grade durch eine geographische Sammlung ermöglicht, welche über den Bodenbau, über die Erzeugnisse eines Landes und manches andere belehren kann, am besten wird sie jedoch durch Reisen vermittelt, die in geringerer Ausdehnung mit den Schülern, in größerem Umfange naturgemäß jedoch nur von dem Lehrer angestellt werden können. Daß dieser wenigstens aus dem lebendigen Quell des eigenen Schauens und des persönlich Erlebten schöpfe, ist die Voraussetzung eines wirklich anregenden und fruchtbringenden geographischen Unterrichts.

Der Staat sollte daher nicht säumen, durch Beihilfen hier fördernd einzugreifen, wie er es bisher schon für den philologischen Unterricht getan hat.*) Ebensowenig wie jemand mit der Sprache und dem Wesen eines lebenden Volkes hinreichend vertraut wird, ohne sich an Ort und Stelle damit zu befassen, ebensowenig genügt für den Lehrer der Erdkunde, zumal wenn dieses Fach von naturwissenschaftlichem Geiste durchdrungen sein soll, das Schöpfen aus Büchern. Wer andere über die Natur des Hochgebirges, des Meeres, der Wüste, der verschiedenartigen Zonen und Klimate, der Völkertypen u. s. w. belehren soll, kann seiner Aufgabe nur ganz gerecht werden, wenn er Eindrücke wiedergibt, die ihm aus eigener Anschauung erwachsen sind. Selbstverständlich gestatten Zeit und Mittel nicht, den Lehrer die Welt bereisen zu lassen. Doch das ist auch garnicht nötig. Kehren denn nicht überall ähnliche Eindrücke wieder? Daher sind eine oder einige ausgedehntere Reisen, welche mit dem Typischen vertraut machen, vollauf genügend. Der Verfasser spricht aus einem etwas reicheren Schatze der Erfahrung, wenn er gerade die in vorstehenden Zeilen geschilderte Reise seinen Fachgenossen wegen der für die

*) Ich sage ausdrücklich: Beihilfen, denn etwas soll der in besoldetem Amte stehende Empfänger aus eigenen Mitteln zusteuern, allein schon aus dem Grunde, damit eine von Staatswegen für den gedachten Zweck zur Verfügung gestellte Summe bei einer größeren Zahl von Lehrern und dementsprechend Schülern ihr Gutes wirken kann.

Zwecke des geographischen Unterrichts schon ganz ausreichenden Fülle der Eindrücke besonders empfiehlt. Man vergegenwärtige sich die Menge dessen, was auf dieser Reise den Blick und das Interesse fesselt. Eine der wichtigsten Verkehrslinien führt uns durch die wilden Täler und an den Gletschern und Seen der Alpen vorüber. Wir gelangen in die Poebene mit ihren an geschichtlichen Erinnerungen und Kunstschätzen so reichen Städten. Wir lernen Mittelpunkte des Seeverkehrs, Vulkane und vulkanische Inseln, die ausgesprochensten klimatischen und landschaftlichen Gegensätze, neue Faunen- und Florengebiete, die bedeutendsten maritimen Verkehrsmittel und vor allem den Menschen in der Vielgestaltigkeit seiner Rassen und Lebensweisen, sowie die wichtigsten Ueberreste der bedeutendsten untergegangenen Kulturen kennen.

Die alles dies berührende Skizze soll nun nicht allein zeigen, wie man als Lehrer in verhältnismäßig kurzer Frist ein interessantes und weites Gebiet der Erde kennen lernen, sondern wie man das Erlebte und Gesehene auch den Schülern zugänglich machen kann. Die Schilderung durch das lebendige Wort bedarf dazu noch einer Veranschaulichung. Als solche müssen Photographien, und zwar, wenn irgend möglich, selbstaufgenommene Photographien, sowie mit eigener Hand verfertigte Kartenskizzen treten. Diese sind durch ein Skioptikon allen Hörern gleichzeitig zugänglich zu machen. Andere als photographische Wiedergaben sind in der Regel nicht getreu genug. Lichtbilder vermögen auch am besten eine nicht nur belehrende, sondern auch das künstlerische Empfinden und das Gemüt anregende Wirkung auf den Schüler auszuüben. Man vergegenwärtige sich von den gebotenen Wiedergaben nur die Palmengruppe und das Lessepsdenkmal.

Die der Skizze beigegebenen sechs Bilder bieten indes nur eine unvollkommene Probe; sie wurden im Unterricht in solcher Vergrößerung auf einen reflektierenden Schirm geworfen, daß sie eine Fläche von 6—8 Quadratmetern bedeckten. Es kommen neben der prächtigen Gesamtwirkung dann erst Einzelheiten zum Vorschein, welche das unbewaffnete Auge an der in gewöhnlichem Maße auf Papier übertragenen Photographie garnicht bemerkt. Von solchen photographischen Aufnahmen charakteristischer Dinge hat der Verfasser auf der Reise und während seines Aufenthaltes in Aegypten mit einer einfachen aber guten Handkamera etwa 50 hergestellt. Die Entwicklung der Platten und die Herstellung der Diapositive kann man nach der Rückkehr von geeigneten Geschäften ausführen lassen. Dort läßt sich die gewonnene Lichtbilderserie auch nach dieser oder jener Hinsicht vervollständigen. Die gesamten Kosten sind nicht erheblich und lassen sich aus den einer höheren Lehranstalt für den geographischen Unterricht zur Verfügung stehenden Mitteln recht gut bestreiten. Sollen zur Erläuterung des Vortrags neben den Lichtbildern auch Kartenskizzen und einfache Zeichnungen Verwendung finden, so entwerfe man solche mit wenigen Bleistiftstrichen auf der rauhen Seite einer Milchglasplatte. Sie lassen sich dann mit dem Skioptikon gleichfalls an die Wand werfen. Die übrigen Einzelkenntnisse, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, erwirbt der geographische Lehrer, welcher sich der Lichtbilder bedienen will, durch eigene Erfahrung oder durch die einschlägige Litteratur. Der geographische Lehrstoff sollte so, zwar keineswegs überwiegend oder gar ausschließlich, indes mehr als bisher in der Form von Reiseschilderungen geboten und nicht stets nach dem gleichen, schließlich eintönig werdenden Verfahren mitgeteilt werden, nach welchem man immer in derselben Folge und für ein von dem Ganzen losgelöstes Stück der Erde, die Grenzen, die Gebirge, die Flußläufe u. s. w. bespricht. Gerade durch die Reiseschilderung kann zum Vergleichen angeregt, sowie Entferntes und Verschiedenartiges in Verbindung und Beziehung gesetzt werden. Es schadet sogar nicht, wenn der Lehrer, falls er überhaupt sich in der Welt ein wenig umgesehen hat, auch einmal eine aus anderer Quelle geschöpfte Reiseschilderung bietet. Wird doch manchmal dem Schüler, der sich von der heimatlichen Scholle nie entfernte, die Beschreibung in dieser Form zugemutet, wobei dann allerdings die Sinne und die Phantasie sich kaum von den die Karte bildenden Zeichen loszulösen vermögen. Wenn im vorstehenden wiederholt das Wort Vortrag und Schilderung gebraucht wurde, so wolle man mich nicht mißverstehen. Für die Schule bleibt, wenigstens für die unteren und mittleren Stufen, auch bei der Verwendung von Anschauungsmitteln der empfohlenen Art, als die vorherrschende Form der Mitteilung das belehrende, mit den Schülern gepflogene Gespräch bestehen. Dieses soll durch Anschauungsmittel nicht etwa zurückgedrängt, sondern gerade belebt und an-



geregert werden. Von der Befürchtung, daß der geographische Unterricht in der Benutzung solcher Mittel des Guten auch zu viel tun könne, sind wir noch weit entfernt. Es wird im Gegenteil noch lange dauern, bis man in dieser Hinsicht auch nur bescheidenen Anforderungen an allen Stellen genügt. Mit dem erdkundlichen Unterrichte steht es sehr häufig so wie mit dem physikalischen, als ihm der Apparat und der Versuch noch fehlten. Man sollte sich doch gegenwärtig halten, daß ein Beschreiben und Ausmalen in bloßen Worten auch nicht annähernd eine solche Deutlichkeit der Begriffe hervorrufen kann, wie eine lebensvolle Schilderung, welche durch eine naturgetreue, allen Zuhörern sichtbare, bildliche Wiedergabe des geschilderten Ereignisses oder Gegenstandes unterstützt wird. Dabei muß, wo immer die Gelegenheit sich bietet, der Vortrag in eine gemeinsame, den Schüler zum Nachdenken und Selbstfinden anregende Betrachtung übergeben.

Zu verurteilen wäre es nämlich, wenn man in den geographischen Lehrstunden durch eine Unzahl von Bildern nur das Auge fesseln und den Schüler unterhalten wollte, anstatt aus einer mäßigen Zahl ausgewählter Anschauungsmittel dasjenige zu entnehmen und finden zu lassen, was wesentlich und von bildendem Werte ist. Denn auch hier wie überall in Schrift und Lehre gilt das Wort: Weder der Drill, noch die Phrase, sondern der sich über das Reale erhebende und doch auf ihm fußende Geist macht lebendig.

Möge der geographische Unterricht sich immer mehr den Forderungen der Neuzeit entsprechend gestalten! Diese lassen sich kurz in folgendem zusammenfassen: Mehr denkende Betrachtung und weniger Namen- und Zahlenwissen als bisher; steter Hinblick auf die großen Aufgaben der Kultur; Wachrufen des Verständnisses für den Zusammenhang der Dinge unter sich und mit der physischen und geistigen Natur des Menschen! Nur so kann dieser Unterricht, in Verbindung mit dem naturwissenschaftlichen, in den der höheren Schule anvertrauten Zöglingen die Grundlagen für ein zu tatkräftigem Handeln anregendes Weltbild schaffen, welches im Verein mit der durch sprachliche und ethische Fächer hervorgerufenen seelischen Stimmung und Lebensauffassung den von der Schule mehr als von jeder anderen Einrichtung abhängenden weiteren Fortschritt der Menschheit verbürgt. Dieser Gedanke ist es, welcher dem Lehrberuf seine hohe Bedeutung und Weihe verleihen und alle, die ihn ausüben, mit jener stillen, aber nie versiegenden Begeisterung erfüllen muß, ohne deren Wirken weder die Masse gehoben werden, noch der einzelne über sie emporsteigen und leitenden Einfluß gewinnen kann.

